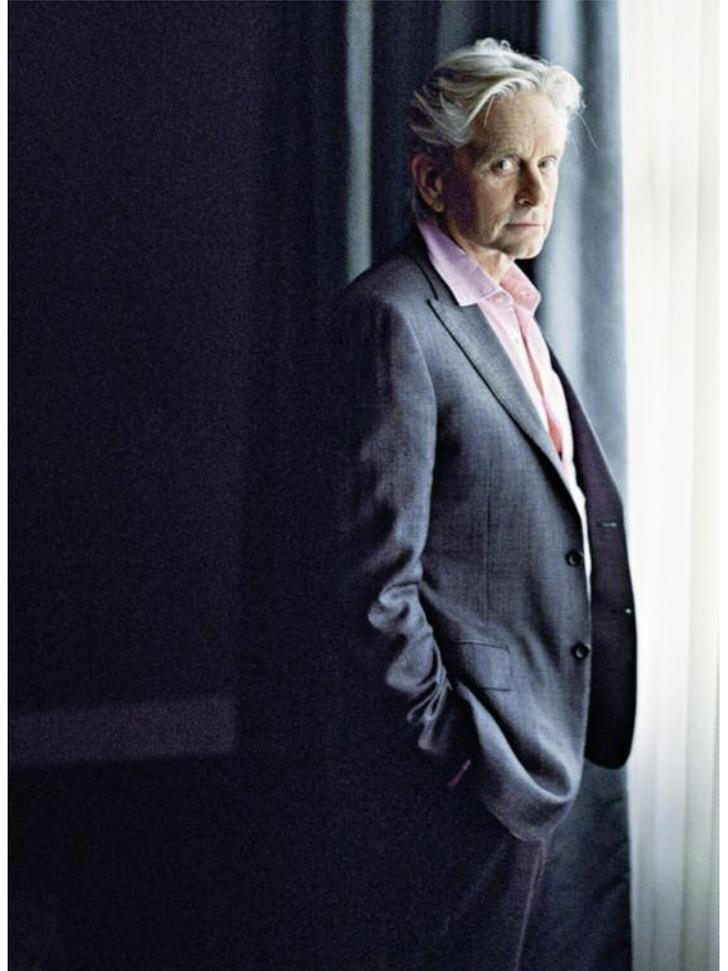




Sehnsucht nach Sorglosigkeit

Prominente Krebspatienten

Schriftsteller Henning Mankell (Tumore in Hals und Lunge),
Politikerin Dominique Bertinotti (Brustkrebs), Moderatorin Sylvie Meis
(Brustkrebs), Schauspieler Michael Douglas (Zungenkrebs)



Leben unter dem Damoklesschwert:
Viele Erkrankte haben ihre ganz
persönlichen Überlebensstrategien.

Von Simone Salden



DER PRÄSIDENT hätte ihren Plan mit einem Wort zunichtemachen können. Tat er aber nicht. François Hollande überließ es allein Dominique Bertinotti, ob und wann sie von ihrer Krebserkrankung erzählen wollte. Das war im Februar 2013. Damals war Bertinotti 59 Jahre alt, französische Familienministerin und auf dem Höhepunkt ihrer Karriere angekommen. Sie kämpfte für die „*marriage pour tous*“, die Homoehe, und das Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare. Und damit gegen halb Frankreich.

Währenddessen kämpfte ihr Körper gegen den Krebs.

„Ich wollte nicht, dass die Krankheit in den Mittelpunkt meines Lebens und meiner Politik gerückt wird“, erzählt Bertinotti. Auch eine an Brustkrebs erkrankte Ministerin könne schwierige Entscheidungen treffen. Das wollte die Sozialistin sich und ganz Frankreich beweisen.

Konkret bedeutete das: Bertinotti arbeitete einfach weiter. Ging samstags zur Chemotherapie und stand montags mit Perü-

cke wieder in der Nationalversammlung. Schluckte morgens ihre Medikamente und debattierte bis spät in die Nacht mit ihren politischen Gegnern. „Mein Verstand funktionierte schließlich noch genauso gut wie vor der Diagnose.“

Dominique Bertinotti weiß genau, dass jeder Satz, den sie über sich und den Krebs erzählt, auf die Goldwaage gelegt wird. Dass es Menschen gibt, die jene neun Monate Schweigen, bis sie die Chemotherapie überstanden hatte, als Lüge bezeichnen. Die ihr vorwerfen, mit ihrer Entscheidung weiterzuarbeiten würde sie andere Krebskranke unter Druck setzen. Die ihren Aufruf an die Arbeitgeber, Krebspatienten nicht zu stigmatisieren, sondern in den Berufsalltag zu integrieren, als naiv abstempeln.

Bertinotti hat polarisiert, mit ihrem Schweigen. Und als sie anfing, über ihren Umgang mit der Krankheit zu sprechen, erst recht. „Das war mir bewusst“, sagt sie heute, „aber wir müssen das Thema Krebs endlich enttabuisieren.“

Beim Gespräch in einem Pariser Bistro im 11. Arrondissement sieht sie sehr französisch aus: kurzer Garçon-Haarschnitt, dezentes Make-up, ausgefallener Schmuck. Sie erzählt konzentriert, immer auf den Punkt. „Ich will kein Vorbild sein“, betont sie, „aber mir hat die Arbeit geholfen. Sie gab mir Kraft, all die Widrigkeiten, die diese Krankheit mit sich bringt, zu bekämpfen. Das war meine persönliche Überlebensstrategie.“

„Une maladie – mille histoires“, sagt Bertinotti, „eine Krankheit – tausend Geschichten“. Es ist die Formel, die beim Thema Krebs am häufigsten missachtet wird: Für den Umgang damit gibt es kein Patentrezept. Und das gilt besonders für die Zeit „danach“. Das Leben nach einer Therapie, das trotzdem stets ein Leben mit dem Krebs bleibt. Mit der Angst. Vor der nächsten Routineuntersuchung. Vor dem Rückfall. Aber auch mit all der Achtsamkeit und Lebensfreude, die diese Erkrankung in vielen Betroffenen weckt.

Leben im Zeichen der Krankheit

Unternehmerin Marion Knaths (überstandener Morbus Hodgkin), CDU-Politiker Wolfgang Bosbach (Prostatakrebs), Sängerin Anastacia (Brustkrebs)



RUND ZWEI MILLIONEN MENSCHEN IN DEUTSCHLAND HABEN DEN KREBS ÜBERSTANDEN.

„Es ist vielleicht nicht ideal, sein Leben so zu gestalten“, schreibt der britische Schriftsteller Alan Bennett, der seine Krebserkrankung 2005 öffentlich machte, „aber in kurzen Zeitabschnitten zu denken und nicht langfristig zu planen, ist ein Rezept zum Glücklichsein.“

Was nach Schönfärberei klingt, ist in Wirklichkeit eine kluge Handlungsanleitung. Denn nur mit einer positiven Grundeinstellung, sind sich Psychologen einig, kann man das, was der Krebs dem Körper antut, im Kopf bewältigen.

Die Zahlen sind nur ein Teil der Wahrheit, aber ein wichtiger: Fast jeder zweite Deutsche erkrankt irgendwann im Lauf des Lebens an Krebs. Rund 500 000 neue Patienten kommen jährlich hinzu, im Schnitt fällt jede Minute eine Diagnose.

Aber mehr als die Hälfte übersteht ihre Krankheit. 80 Prozent aller an Krebs erkrankten Kinder und Jugendlichen unter 15 Jahren werden als geheilt entlassen. Dank verbesserter Therapien und Früherkennungstests wächst die Zahl der Langzeitüberlebenden seit Jahren stetig. Rund zwei Millionen Menschen in Deutschland haben den Krebs überstanden.

PROMINENTE WIE die australische Popsängerin Kylie Minogue, die Schauspieler Hugh Jackman und Michael Douglas oder die Exfrau von Fußballspieler Rafael van der Vaart, Sylvie Meis, haben offen über ihre Erkrankung gesprochen. Die amerikanische Sängerin Anastacia nahm ihre ganze Fangemeinde live mit in den OP, denn auch sie sollten sich wehren und sich nicht für

diese Krankheit schämen. Auch als sie 2013, zehn Jahre nach der ersten Diagnose, das zweite Mal an Brustkrebs erkrankte, blieb Anastacia dabei: Der Krebs sei für sie „ein Segen“ gewesen.

Selbst die Diagnose einer als unheilbar geltenden Krebsart oder Krebs im fortgeschrittenen Stadium kommt heute keinem sofortigen Todesurteil mehr gleich. Vielmehr gilt er als chronische Erkrankung. „Krebs wird von vielen noch immer mit Leid, Tod, Lebensabschluss gleichgesetzt. Das ist nicht richtig“, erklärt die Psychoonkologin Anette Brechtel vom Universitätsklinikum Heidelberg. „Nicht heilen können heißt nicht gleich sterben.“

Wolfgang Bosbach, der CDU-Innenpolitiker, der vor vier Jahren bekannt gab, dass er gegen Prostatakrebs kämpft, sagte

der *Bild*-Zeitung: „Ich versuche, aus einer schwierigen Situation das Beste zu machen – und nicht jeden Tag an meine Erkrankung zu denken.“ Im Herbst 2013 ließ sich der damals 61-Jährige erneut in den Bundestag wählen. Und der schwedische Bestsellerautor Henning Mankell schrieb in seinem Krebstagebuch für das Magazin *Stern*: „Es gibt zwar bei Krebs keine Garantie, aber wo im Leben gibt es die?“

Psychoonkologen betonen, dass es wichtig ist, die Krankheit anzunehmen und zu akzeptieren. Verdrängung helfe weder dem Patienten noch den Angehörigen weiter. „Man kommt nie wieder in diesen jungfräulichen Zustand zurück“, fasst es Volker Tschuschke zusammen. „Mit der Tatsache der Endlichkeit konfrontiert zu sein, verändert jeden Menschen“, so der emeritierte Psychologe von der Uni-Klinik Köln. Er erlebe es jedoch häufig auch als Chance für einen Neuanfang.

Denn mit dem Wissen der Sterblichkeit im Nacken haben viele den Mut, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es immer schon wollten. Auch wenn das mitunter etwas dauert. Wie etwa bei Marion Knaths.

Für die heute 45-Jährige wurde das zehnte Jahr nach ihrer Krebsdiagnose zum Wendepunkt ihrer Karriere. „Ich habe immer meine Arztbriefe gelesen, und ich wusste, in diesem Jahr gibt es eine signifikant hohe Wahrscheinlichkeit, einen Rückfall zu erleiden.“ Also habe sie sich vorgenommen, „daraus das beste Jahr meines Lebens zu machen und dem Krebs keine Chance zu geben“.

Mit 25 Jahren war die Wahl-Hamburgerin an Morbus Hodgkin erkrankt, einem bösartigen Tumor des Lymphsystems. Stadium IVB. Knaths ging durch die Hölle. Und kam zurück.

VOR IHRER DIAGNOSE hatte es die drahtige Frau schon weit gebracht; im Otto-Konzern zählte sie zu den jüngsten Führungskräften. Als sie eineinhalb Jahre später wieder an ihren Schreibtisch zurückkehrte, kletterte sie erst einmal weiter auf der Karriereleiter nach oben. Mit der Zeit verblasste die Erfahrung der körperlichen Schwäche. Aber ein Gefühl blieb: die Angst vor dem verflixten zehnten Jahr. Also kündigte sie rechtzeitig ihren gut dotierten Job – „ohne einen konkreten Plan“. Ihr ein-



ziges Motto: „Ich wollte mich durch dieses Jahr hindurchlächeln.“

Als Erstes begann sie zu schreiben. „Vom Krebs gebissen“ heißt das Buch, in dem sie ihre Krankheit noch einmal durchdeklinierte, mit jenen abrechnete und sich bei denen bedankte, die es ihrer Meinung nach verdient hatten, Versuchstiere, Ärzte, Psychologen, Kassenbeitragszahler. Knaths schreibt: „Todesangst ist brutal. Sie bleibt in jeder Körperzelle gespeichert und kann beim kleinsten Anlass mit einem Schlag wieder ins Bewusstsein gelangen.“

Knaths fing noch einmal neu an. Sie gründete Sheboss – eine Karriereberatung für Frauen. Heute coacht Knaths weibliche Führungskräfte und arbeitet mit zahlreichen Firmen und Verlagen zusammen, auch mit dem SPIEGEL. Wer sie das erste Mal erlebt,

meint, diese Frau könne nichts erschüttern. „Stärken stärken“ heißt eines ihrer meistgebuchten Seminare, und man hat das Gefühl, es ist die Überschrift für ihr eigenes Leben.

Wer Schwäche zeigt, wird schnell aufs Abstellgleis geschoben. Das sei Fakt im Arbeitsalltag, meint Knaths. „Es ist sehr schwierig für Gesunde, mit einem potenziell Todkranken umzugehen.“

Wenn sie nach der Therapie in den Job zurückkehren, beginnt für viele Betroffene der zweite Überlebenskampf. Stars werden gefeiert, wenn sie wieder da sind. Anastacia kann davon ausgehen, dass ihre nächste Comeback-Tournee ausverkauft sein wird. Weil ihr die Fans die Treue halten. Bei Angestellten sieht das leider oft anders aus.

Viele berichten von Vorgesetzten, die sie „erst einmal schonen“ wollen und dann lei-

VIELE HABEN DEN MUT, IHR LEBEN SO ZU GESTALTEN, WIE SIE ES IMMER SCHON WOLLTEN.



Über das Leiden reden

Die Stars Hugh Jackman (Hautkrebs) und Kylie Minogue (Brustkrebs) haben ihre Erkrankung öffentlich thematisiert.

der auch bei der anstehenden Beförderung übersehen. Dominique Bertinotti beklagt, dass junge Krebskranke in Frankreich von Banken und Versicherungen mit hohen Kreditzinssätzen und Beiträgen belastet würden, und das ausgerechnet in einer besonders schwierigen Phase. „Das ist lebensfremd. Das muss sich dringend ändern.“

MANCHE KREBSKRANKE wechseln nach einer akuten Phase aber auch aus freien Stücken den Arbeitgeber. Weil sie veränderte Prioritäten setzen – etwa mehr freie Zeit für sich und ihre Familie haben wollen. Anderen hilft ein neues Arbeitsumfeld, um die Krankheit hinter sich zu lassen und wieder im Alltag Fuß zu fassen. Im neuen Job weiß oft niemand von ihrer Überlebensgeschichte. Und kein Arbeitnehmer ist verpflichtet, seinen zukünftigen Chef auf eine überstandene Erkrankung hinzuweisen.

„In meiner alten Firma wussten früher oder später alle über meine Erkrankung

Bescheid“, erzählt David Müller, der seinen wirklichen Namen nicht in diesem Heft lesen will. Drei Jahre hat der 39-Jährige gegen Hodenkrebs gekämpft, „das geht im wahrsten Sinne unter die Gürtellinie“. Müller ist ein frecher, offener Typ. Er trägt sein schwäbisches Herz auf der Zunge. In Stuttgart hat er für eine Werbeagentur gearbeitet. Seine Kollegen seien ihm eine wichtige Stütze gewesen, irgendwann waren auch die intimsten Begleiterscheinungen der Krankheit kein Tabu mehr. Mit einigen ist er seitdem eng befreundet. „Aber da ist auch eine Grenze verloren gegangen“, resümiert er. Bei jedem Schnupfen riskierte er besorgte Blicke und gute Ratschläge.

„Das soll nicht undankbar klingen, aber irgendwann wollte ich keine Sonderbehandlung mehr“, erzählt Müller. Je besser es ihm ging, desto mehr sehnte er sich nach Distanz. Es fiel ihm schwer, den Job zu kündigen und die Stadt zu wechseln, aber er hat es nicht bereut. „Ich brauchte diesen Tapetenwechsel“, sagt Müller, „und ich

wollte endlich wieder in einer Bar eine Frau anquatschen können, ohne die Angst, sie könnte schon über meinen ‚Befund‘ informiert sein.“

Nicole Stegner kann diesen Wunsch gut nachvollziehen. Die Studenten, die sie derzeit an einer Universität im Rheinland unterrichtet, ahnen nichts davon, dass ihre Dozentin seit drei Jahren in einem permanenten Ausnahmezustand lebt. Weshalb Nicole Stegner auch nicht ihr richtiger Name ist.

Im Herbst 2011 wurde Stegners Krebs, ein Brusttumor mit Knochenmetastasen, entdeckt – „eigentlich ein Zufallstreffer“, sagt sie. Wegen Rückenschmerzen war die bis dahin kerngesunde sportliche Frau im Krankenhaus gelandet. Ein MRT stellte dann das Leben der damals 33-Jährigen, die gerade für ihre Doktorarbeit mit summa cum laude ausgezeichnet worden war, auf den Kopf.

„Ihre Eltern werden keine Großeltern mehr“, sagte ihr der behandelnde Arzt. Die Prognose: „unheilbar“.

„Das ist so brutal, das muss man erst einmal begreifen“, erklärt Stegner. Nach einigen Monaten schaltete sie von Schock auf Angriff. Quasi in letzter Sekunde ließ sie Eierstockgewebe einfrieren, „die Hormone waren zu diesem Zeitpunkt schon so weit heruntergeregelt, dass man keine Eizellen mehr entnehmen konnte“, sagt Stegner, „aber ich glaube an den Fortschritt der Medizin und wollte diese Chance nicht ungenutzt lassen“. Inzwischen wurde der Tumor entfernt, die Ausbreitung der Metastasen durch Bestrahlungen eingedämmt. „Stable Disease“, hieß es immer wieder, die Krankheit sei „stabil“. „Doch das Überleben ist eine einzige große Wellenbewegung“, weiß Stegner. Gerade steckt sie wieder in einer Behandlungsphase.

Ein halbes Jahr nach der Diagnose kehrte Stegner im Frühjahr 2012 in den Hörsaal zurück. Ihr Wochentakt: Montag und Dienstag Bestrahlung. Mittwoch Vorlesung. Donnerstag und Freitag wieder Bestrahlung. Der Vertrag an ihrer alten Uni wurde dennoch nicht verlängert. Das Abschlussgespräch ließ ihr alter Chef einfach ausfallen. „Das war bitter, aber ich bin trotzdem nicht vor das Arbeitsgericht gezogen“, sagt Stegner, „ich verschwende keine Zeit mehr mit Auseinandersetzungen, die mich nur Kraft kosten.“

Stattdessen suchte sie sich eine neue Stelle, dieses Mal nur mit einem Deputat von 50 Prozent, an einer Universität in der Nähe ihrer Eltern, bei denen sie mittler-

„ICH BIN EINFACH FROH, DASS ICH LEBE UND DASS ES MIR GUT GEHT.“

weile wieder eingezogen war. Der Weg zum Vorstellungsgespräch war ihr erster Gang ohne Krücken. Jetzt schreibt sie an ihrer Habilitation. „Eigentlich lässt sich die Arbeit an der Universität gut mit der Krankheit vereinbaren, ich kann viel von zu Hause erledigen und bin sehr flexibel.“ Ihren neuen Chef hat sie inzwischen über ihren Krebs informiert. „Wir haben einen unausgesprochenen Deal: Wenn es mir gut geht,

arbeite ich weit mehr, als in meinem Vertrag steht. Und wenn ich einmal nicht so kann, wie ich will, weiß er Bescheid.“

Natürlich sei es ein ständiges Leben unter dem Damoklesschwert, bekennt Stegner. Aber ein sehr lebenswertes: „Aufgeben ist keine Alternative.“ Die junge Wissenschaftlerin wird von einer Psychoonkologin betreut, die ihr hilft, den Blick auf die nahe Zukunft zu richten. „Am Anfang wollte ich ganz viel Zeit mit meinen engsten Freunden verbringen, immer mit dem Gedanken im Hinterkopf: Vielleicht ist es das letzte Mal. Aber das nutzt sich natürlich auf Dauer ab“, sagt Stegner und muss lachen. „Die ‚Wann, wenn nicht jetzt‘-Ein-

stellung hatte ich zum Glück schon mein Leben lang.“

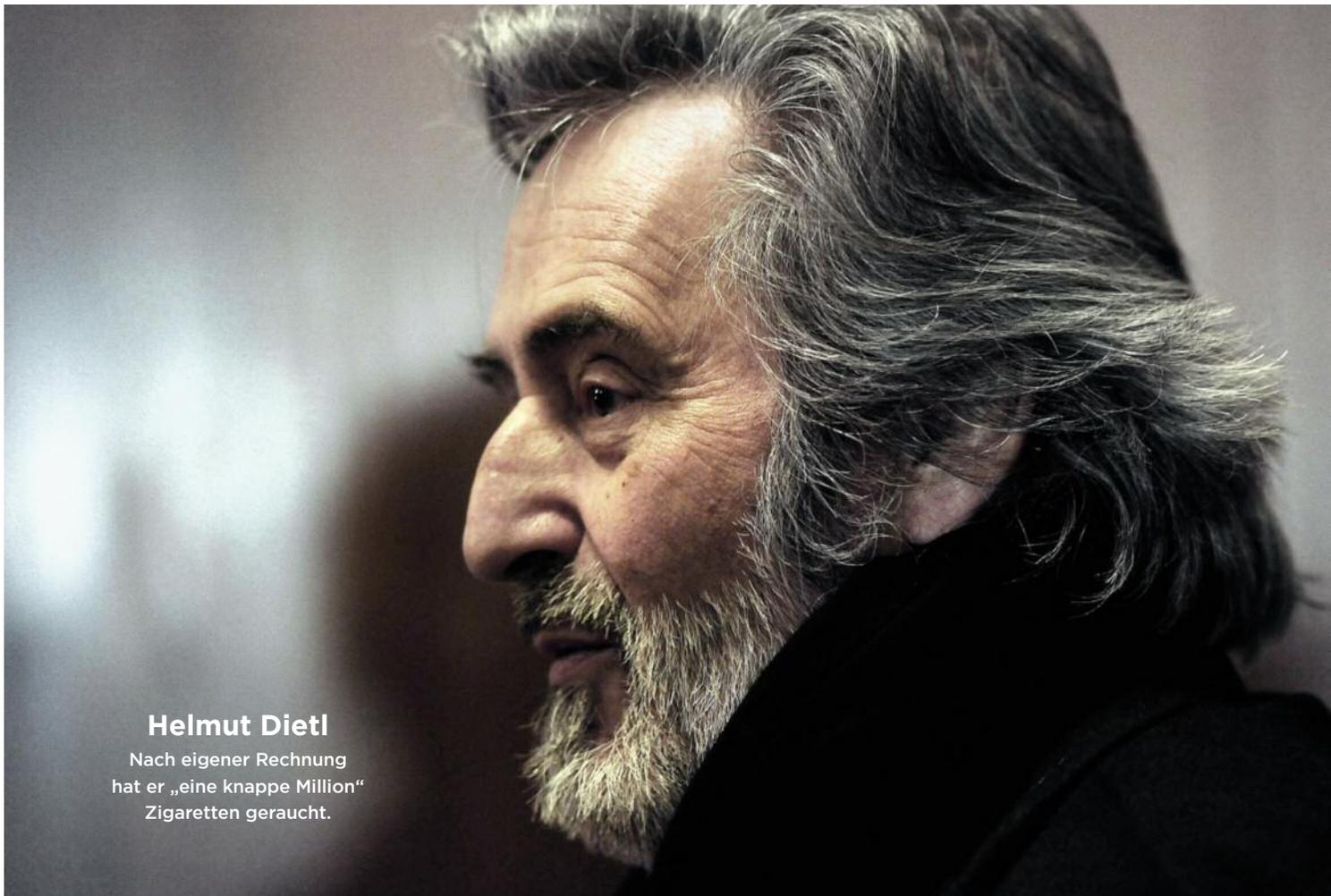
Auch die Norddeutsche Annette Scheller hat versucht, so zu leben, dass sie abends zufrieden die Augen schließen konnte. Dies lag sicherlich auch daran, dass sie früh erleben musste, wie ihr Mann an Krebs starb.

Das Thema Krebs hat sie lange Zeit aus ihrem Leben verdrängt. Fast 30 Jahre liegen zwischen dem Tod ihres Mannes und ihrer eigenen Diagnose. Ein Unterleibskarzinom, tennisballgroß, schlechte Prognose. Vier Jahre sind seit der achtstündigen Operation vergangen. Den Austausch mit anderen Überlebenden hält die heute 67-Jährige für eine wichtige Erfahrung.



Video: Wolfgang Bosbach über seine Krebserkrankung

<http://www.spiegel.de/appSPW32014bosbach>



Helmut Dietl

Nach eigener Rechnung hat er „eine knappe Million“ Zigaretten geraucht.

„Ich bin kein Typ für Selbsthilfegruppen“, sagt sie, „aber ich habe gelernt, dass es sehr hilfreich sein kann, sich mit anderen Betroffenen auszutauschen.“ Diese Krankheit verbinde Menschen auf ganz besondere Weise miteinander. „Im gemeinsamen Wissen um existenzielle Ängste gibt es eine Offenheit, die man sonst nicht erlebt.“

EINE KREBSERKRANKUNG zu verarbeiten ist ein langer, sehr individueller Prozess, hat Scheller erfahren. Jeder trauert anders um den Verlust der körperlichen und seelischen Unversehrtheit. Und jeder muss das Trauma Krebs auf seine Weise verarbeiten. Die Furcht vor dem Wiederauftreten der Krankheit lasse einen nie ganz los, erzählt sie. Ein zeitweiliges Vergessen, das ja, „aber jedes Mal, wenn du das Wort ‚Krebs‘ irgendwo liest, kommt die konkrete Angst zurück“. Annette Scheller sagt: „Die Sorglo-

sigkeit, die ich vor der Diagnose hatte, ist heute ein unerreichbarer Sehnsuchtsort.“

Dafür schätzt auch sie „die Kostbarkeit des Jetzt“, die ihr die Krankheit geschenkt habe. „Ich bin einfach froh, dass ich lebe und dass es mir gut geht.“ Selbst das Grün der Blätter sei für sie seitdem ein anderes. Nach der Krebsdiagnose hat sie das Rauchen aufgegeben, isst weniger Fleisch und öfter Himbeeren. Schrullen und Zickigkeiten ihres Umfelds nimmt sie nun eher mit amüsiertem Schmunzeln zur Kenntnis. „Ich bin ein besonders ungeduldiger Mensch“, sagt sie, „der Krebs hilft mir, endlich gelassener zu werden.“

Dominique Bertinotti formuliert das anders: „Während der Krankheit hatte ich für unnötiges politisches Klein-Klein überhaupt keine Nerven. Meine Zeit war mir dafür viel zu kostbar.“ Im Januar ist Bertinotti 60 Jahre alt geworden. Ihre medizi-

nische Prognose ist gut. Nach den Kommunalwahlen im März hat Präsident Hollande sein Kabinett umstrukturiert. Auch Bertinotti musste gehen.

Die promovierte Historikerin arbeitete in den Neunzigerjahren mit dem damaligen Staatspräsidenten François Mitterrand zusammen. Bis zu seinem Tod. Dass Mitterrand mehr als 15 Jahre an Prostatakrebs litt, wurde zeit seines Lebens geleugnet. Gefälschte ärztliche Bulletins inklusive. Seine Archivarin Bertinotti hat es mehr als 30 Jahre später anders gemacht.

Mit ihrem Coming-out hat sie in Frankreich eine breite Diskussion angestoßen. Es gab Bürgermeisterkandidaten, die sich im Wahlkampf zu ihrer Krebserkrankung bekannten. Für einige Franzosen ist Bertinotti seitdem eine Heuchlerin. Für andere eine Heldin. Dominique Bertinotti selbst sagt: „Je ne regrette rien.“

„DIESE RADIO-CHEMO-DINGSDA“

Als der Regisseur Helmut Dietl erfuhr, dass er Lungenkrebs hat, reagierte er zunächst fatalistisch. Dann begann er doch mit der Therapie.

MIT DEN Schluckbeschwerden fing es an, eines sonntags nach dem Aufwachen. Weil sie schlimmer wurden, ging Helmut Dietl gleich am Montag zum Arzt. Schnell stellte sich heraus, dass ihn eine Thrombose der Halsvene plagte. Aber das war nicht alles. Eine gründliche Untersuchung ergab: Dietl hat Krebs, Lungenkrebs.

In einem ungewöhnlichen Interview mit der *Zeit* hat der Film- und Fernsehregisseur („Shtonk“, „Kir Royal“) einige Wochen später über die Krankheit gesprochen. Er sagte dabei einen Satz, den sicher viele sagen würden: „So ein Mist. Krebs – das hat mir gerade noch gefehlt.“ Wer eine Diagnose wie Dietl bekommt, muss mit dem Schlimmsten rechnen. Das Lungenkarzinom ist zwar nur der vierthäufigste bösartige Tumor in Deutschland, steht aber bei Männern unter den krebsbedingten Todesfällen mit weitem Abstand an erster Stelle. Fatalerweise gibt es keine Möglichkeit zur

Früherkennung, jedenfalls keine, die in Deutschland empfohlen wird. Einen Hoffnungsschimmer verbreitet lediglich eine US-Studie unter starken Rauchern und ehemaligen Rauchern in der Altersgruppe von 55 bis 74 Jahren. Bei den Männern wurde der Thorax computertomografisch durchleuchtet. Weil dadurch etliche Tumore früh erkannt und behandelt werden konnten, sank die krebsbedingte Todesrate unter den Teilnehmern deutlich. Allerdings kam es zu einer hohen Anzahl falsch positiver Befunde, außerdem zu Komplikationen durch die Untersuchungen.

Regisseur Dietl, der am Tag seiner Krebsdiagnose im vergangenen Oktober 69 Jahre alt war, kann als typischer Fall gelten. Viele Jahre lang hatte er stark geraucht, französische Zigaretten der Marke „Gitanes“, zunächst ohne Filter, dann mit, schließlich in leichteren Varianten. „Eine knappe Million“ im Lauf seines Lebens, wie er ausgerechnet hat. „Wenn

man bedenkt, wie viel ich geraucht habe, dann ist es geradezu ein Wunder, dass es so lange gut gegangen ist.“

Als Heilungschance nannten ihm seine Ärzte „zehn Prozent, eher drunter“. Das war ihm nach dem ersten Schock durch die Krankheit zu wenig. Öffentlich verkündete er, dass er die von den Ärzten vorgeschlagene Therapie ablehne: „Ich mache diese Prozedur nicht mit, diese Radio-Chemo-Dingsda.“ Zu viel Quälerei, zu wenig Hoffnung, meinte er.

Dann änderte er seine Meinung. Anfang des Jahres begann die Behandlung. Die Spezialisten des Tumorzentrums München verabreichten ihm einen Mix aus Chemotherapie, Bestrahlung und Medikamenten, der das Karzinom zurückgedrängt hat. Zeitweilig verlor er mehr als 20 Kilo Gewicht, erholte sich aber wieder. Als Dietl im Mai beim Deutschen Filmpreis für sein Lebenswerk geehrt wurde, bedankte er sich bei seinen Ärzten – und bei seiner Frau.

DIETMAR PIEPER